

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 10-11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nikolaus Basseches: Die unbekannte Armee, Wesen und Geschichte des russischen Heeres

Europa-Verlag Zürich/New York. 177 Seiten 2. Auflage.

Ueber die Armee der Sowjetunion war vor diesem Kriege so wenig bekannt, zum Teil ist es heute noch der Fall, dass der Verfasser der vorliegenden Studie mit Recht den Titel „Die unbekannte Armee“ geben konnte. Es besteht allerdings die Möglichkeit, dass die deutsche Reichsregierung weitgehend Kenntnis hatte von der russischen Rüstung, jedoch rechnete, durch die Zurückschlagung der ersten russischen Heereskräfte — analog dem Vorgehen im Frühjahr 1940 im Westen — das gegnerische staatspolitische Gebäude zu Fall bringen zu können. Diese Hypothese würde gestützt durch deutsche Stimmen, welche schon vor 1940 erklärten, Russland verfüge über die stärkste Heeresmacht der Welt. Die andere Vermutung geht dahin, es sei Russland gelungen, seinen Gegner über seine Wehrkraft zu täuschen. Auch wenn das heutige Ringen noch lange nicht entschieden zu sein scheint, kann als sicher angenommen werden, dass die deutsche Heeresleitung sich über die Bedeutung des Faktors Raum getäuscht hat im Kampfe gegen Sowjetrußland.

Es scheint angezeigt, vorgängig jeder Betrachtung über Entwicklung und Organisation und Geist der neuen russischen Armee, hinzuweisen darauf, dass auch im Zeitalter der Luftwaffe und der motorisierten Armeen Russland die Möglichkeit hatte, die Unermesslichkeit seines Raumes für sich zu nutzen und diesen Raum zur Falle des Gegners werden zu lassen. Dieses Problem wäre für die deutsche Heeresleitung wohl nur dann zu lösen gewesen, wenn es ihr gelungen wäre, die russischen Heere zu schlagen — durch ein System von Kesselschlachten — ehe sie sich soweit in das Landesinnere zurückziehen konnten ohne mehr erfasst zu werden von der angreifenden Armee. Oder dann, wenn es der russischen Heeresleitung nicht mehr möglich gewesen wäre, zeitig die nötigen Reserven bereitzustellen, zur Abwehr und zur strategischen Gegenoffensive. Es ist denkbar, dass die russische Armee der Jahre 1940 und 1941 den offiziellen ausländischen Vertretungen in Moskau bekannt war, und erst jene, welche seit Herbst 1943 zur Gegenoperation antrat, als „Unbekannte Armee“ zu betrachten ist.

Basseches, selbst Russe, hat lange Jahre in Russland gelebt und kennt die Entwicklung des neuen Russland bis zum Jahre 1939. Er hütet sich in seiner Arbeit, Zahlenmaterial zur Verfügung zu stellen. Das ist vorsichtig, lässt aber zugleich erkennen, dass er wesent-

lich grösseres Gewicht legt auf die grundlegenden organisatorischen und geistigen Zusammenhänge des russischen Heeres. Die Entwicklung der Verhältnisse in der russischen Armee seit 1920 hat mehrfache Parallelen mit jener der französischen Armee ab 1800. Der Bruch mit der Monarchie führte in beiden Staaten zum Zusammenbruch des Heeressystems, vorerst zur Bildung eines schlecht geführten und schlecht organisierten Revolutionsheeres, welches sich unter Beizug von Offizieren der alten Staatsform durch eine Uebergangsstufe zu einer Heeresform durcharbeiten musste. Eine unerlässliche Voraussetzung dieser Entwicklung war die staatsrechtliche Konsolidierung des neuen Staates und die Schaffung eines dem neuen staatlichen Denken konformen Soldatentypus. Der Verfasser erklärt teils aus eigener Anschauung, dass es im Gegensatz zu den früheren Epochen der russischen Staatsführung gelungen sei, dem Soldaten den Dienst in der Armee verlockend zu machen. Es geschah durch gute Schulung und wirtschaftliche Vorteile. Die Liquidierung des Analphabetismus hatte nicht nur den Zweck, die russische Bevölkerung technisch besser zu bilden und der staatlichen Propaganda zugänglicher zu machen; weitgehend wurde dadurch eine wesentliche Voraussetzung für die militärische Ausbildung geschaffen.

Dazu traten ausgesprochene russische Eigenschaften, die in den Dienst der Truppenausbildung gestellt werden konnten und welche die frühere russische Staatsgewalt, aus der dauernden Furcht vor der Revolution, nicht ausnützen konnte. Es ist dies vor allem der dem Russen eigene Lerneifer. Das neue russische Offizierskorps geht durch eine sehr scharfe militärische Schulung hinsichtlich des strategischen, taktischen und technischen Wissens. Massgebend ist dabei einzig die kalte Sachlichkeit. Es ist Platz weder für historisches Ressentiment, noch für unfruchtbare Formen vorhanden. — Der moderne Krieg verlangt von Führer und Soldat Sinn für mechanische Schulung. Dieser Forderung kommt das dem Russen angeborene Verständnis für die mathematischen Probleme zu Nutzen. Parallel damit geht seine Freude und sein Geschick in der Handhabung aller Maschinellen. Solche Fähigkeiten sollen auch ausgesprochen zur Wirkung kommen in dem Aufbau der gewaltigen Kriegswirtschaft, welche während Jahren ausländischen Beobachtern entzogen werden und in der Tiefe des russischen Raumes aufgeführt werden konnte.

Das russische Volk ist durch die Ereignisse der letzten 40 Jahre hart geworden. „Es ist eine neue, eigenartig einseitig aufgeweckte Generation, die in Russland die aktive Armee bildet. Eine Generation ohne Nerven. Sie sahen die furchtbaren Greuel des Bürgerkrieges. Sie erlebten zweimal grauenhafte Hungerperioden. Sie sahen, wie der Nachbar nach wochenlanger Qual vor Hunger starb. Sie machten den entsetzlichen Kampf der Kollektivisierung mit. Sie waren Zeugen dessen, wie der Sohn den Vater und der Onkel den Neffen erschoss. Sie sind furchtbar abgehärtet.“

Eine grosse Veränderung hat im Laufe der Bildung der roten Armee die höhere Truppenführung durchgemacht. Sie war ursprünglich aus dem widerspruchsvollsten Menschenmaterial zusammengesetzt, aus Offizieren der alten zaristischen Armee, welche den Weg zu den weissrussischen Truppen nicht fanden, aus revolutionären Politikern, die es über Nacht vom Unteroffizier zum General brachten und aus Offizieren, welche aus sachlichen Gründen glaubten, dem neuen Staate dienen zu müssen. Im Gegensatz zu dem Revolutionsgeneral von 1918 machten die grosse Zahl der heutigen hohen Truppenführer nicht ihren Sprung vom Unteroffizier zum Armeeführer. Ihre Biographie ist das Abbild des normalen heutigen Russland. Der Verfasser hebt hervor, es sei gekennzeichnet durch starke Auslese nach Tüchtigkeit, viel Lernen, viel Arbeit und eine ausgesprochene Disziplin. Während die alte Generalität, die mit Wuchatschewzky zugrunde gegangen ist, Soldaten und Politiker zur gleichen Zeit waren, ist der ihr nachfolgenden Generalsgeneration das Berufsbewusstsein mit aller Einseitigkeit und Absichtlichkeit anernzogen worden. Diese Offiziere sind und wollen nichts anderes sein als militärische Techniker. Der Staat hat seit Ende der Zwanzigerjahre nicht gezögert, diesem jungen, weitgehend aus Bauernkreisen stammenden Offizierskorps alle Ausbildungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen. Das junge Führertum verschmolz mit der Wissenschaftlichkeit einer alten Schule einen neuen volktümlichen Zug. Die Möglichkeit raschen Avancements spornte zu einem einzig dastehenden Arbeitsenthusiasmus an. „Diese Synthese formte den neuen, innerlich und äusserlich disziplinierten Truppenführer.“ Der neue russische General ist gleichzeitig ein Bücherwurm, der sich nur dann halten kann, wenn er ständig immer wieder von neuem lernt. So ist die 1935 geschaffene Akademie des Generalstabes zu einem der besten wissenschaftlichen Institute geworden.

Es scheint, dass schon die Parteischule in Sowjet-Russland immer grösstes Gewicht auf das Training der Willensbildung gelegt hat. Dieses A und O jeder militärischen Schulung wurde in der neuen Armee ebenso gepflegt, wie bei seinem zukünftigen Gegner. Der Boden war besonders günstig, weil die Methode des Terrors Partei und Staatsfunktionäre schon in dieser Richtung vorbereitet hatte.

Zwei Jahrzehnte sind für ein Staatsgebiet von der Grösse Russlands eine kleine Zeitspanne zum Aufbau einer Staats- und Heeresorganisation. Für den europäischen Beobachter haben sich schon jetzt Entwicklungen abgezeichnet, welche in mehr als einer Richtung höchste Aufmerksamkeit verlangen.

Karl Brunner.

Als USA-Botschafter in Moskau

Am 19. Januar 1937 traf, durch Deutschland und Polen reisend, Joseph E. Davies¹⁾ in Moskau ein, um als Botschafter die Vereinigten Staaten von Nordamerika (USA) bei der Union Sozialistischer Sowjet-Republiken (USSR) zu vertreten. Der neue Botschafter war nicht Berufsdiplomat, sondern als Anwalt, Richter und Wirtschaftssachverständiger in seiner Heimat tätig, und, was beachtenswert war, er gehörte zum Freundeskreis des damals seine zweite Amtsperiode beginnenden, als „revolutionär“ geltenden Präsidenten Roosevelt. Er hatte den Auftrag als „neuer“, sozusagen unvoreingenommener Mann das unter seinem Vorgänger etwas festgefahrene „Gespräch“ mit den Sowjetstaatsmännern in Gang zu bringen und zu halten. Als er im Juni des Jahres 1938 nach Beendigung seiner Mission auf dem gleichen westlichen Wege und über den Atlantik nach Hause zurückkehrte, hatte er mehr erreicht, als sein Auftrag ihm exprissis verbis vorgegeschrieben hatte; er hatte ein Verhältnis des Vertrauens zwischen der Regierung von Washington und der von Moskau hergestellt. Der geschäftsführende Staatssekretär empfing ihn unmittelbar und der Präsident einen Tag nach seiner Rückkehr. Ersterer äusserte: „Eine gesunde Basis für gegenseitige Achtung und Vertrauen in gegebene Versprechungen sei, am Beispiel der USSR und der USA in dieser Zeit voll gefährlicher Wechselfälle und internationaler Drohungen durch „angriffslustige Ruhestörer“ in der Weltgemeinschaft von grosser Bedeutung.“ Und der Präsident sprach sich, so berichtet Davies, „über den Erfolg meiner Vertretung der USA in Moskau sehr grossherzig aus, was mir von bleibendem Wert ist, da es, (das Lob), von dem grössten Manne kommt, den ich kennen gelernt.“ Davies' erfolgreiche Moskauer Mission musste im Weissen Hause Zufriedenheit erregen, da Hitlers politische Wirkungen in der Weltpolitik bereits bemerkbar waren; nach der mitgeteilten Notiz des „Tagebuches“ sagte der Präsident zu Davies bereits am 8. Dezember 1937 bei dessen Besuch in Washington, dass er ihn nicht, wie geplant, im neuen Jahre nach Berlin senden werde, sondern auf den „Horchposten“ Brüssel, denn „es sei vollkommen klar, dass keine Aussicht bestehe, den treibenden Kräften in Deutschland eine andere Wendung zu geben, die bei Hitlers Auffassung von Weltherrschaft und Eroberung unaufhaltsam zum Kriege drängten. Mein letztes Gespräch mit Schacht im Juni hätte davon überzeugt, dass es keine Hoffnung auf Beilegung gebe. Unter diesen Umständen wünsche er ganz deutlich zu machen, dass die Ernennung

¹⁾ Joseph E. Davies: Als USA-Botschafter in Moskau, Authentische und vertrauliche Berichte über die Sowjetunion. 500 Seiten. Autorisierte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Elisabeth Rotten. Steinberg Verlag Zürich, 3. Auflage 1943. — Die Uebersetzung ist im allgemeinen flüssig und leicht lesbar, weist aber mehrere Unebenheiten und störende Druckfehler auf. Der eingehende Gebrauch des wichtigen Buches ist durch den Mangel eines Registers erschwert.

nach Berlin rein formal und nur um der Repräsentation willen geschehe." Schacht hatte übrigens, laut Davies, sich über den Präsidenten der USA in den gleichen verehrenden Ausdrücken geäußert wie er selbst und wie er sie von Litwinow und anderen russischen Funktionären berichtet, wobei Schacht sich in ebenso bitteren Worten über das mangelnde wirtschaftliche Entgegenkommen Frankreichs und Englands gegenüber Deutschland beschwerte, wie sich Litwinow unermüdlich über das zu grosse politische Entgegenkommen dieser Staaten gegenüber Deutschland beklagte. Auch Davies selbst hat für die englische und französische Vorkriegspolitik nur unfreundliche Worte übrig und widmet lediglich Churchill einige höfliche Bemerkungen. — In dieser also gesehenen weltpolitischen Situation entschloss sich das Staatsdepartement der USA am 20. Juli 1941, Davies die in Faksimile beigegebene, formelle Ermächtigung zu erteilen, aus seinen amtlichen Moskauer Berichten und Briefen über die Sowjetunion und die europäische Situation geeignete „facts" zu publizieren, denn diese seien „möglicherweise von erheblichem Wert für die Sache, um die es, hier und draussen, in diesem Kriege geht", auch liege diese Publikation „ausgesprochen im öffentlichen Interesse". Am 22. Juni 1941 hatte der Einmarsch der deutschen Truppen in die Sowjetunion stattgefunden. Und so machte sich denn Davies an die Darstellung dessen, wie es kam, dass die USA die USSR unterstützen und wendet sich mit seiner Schrift, die am 1. Oktober 1941 abgeschlossen war, ausdrücklich an seine „amerikanischen Mitbürger". —

Das nun vorliegende Buch ist formal zusammengesetzt aus amtlichen Berichten, Briefen an politische und private Persönlichkeiten und aus Tagebuch-Notizen; es ist des Interessanten übertoll und für den künftigen Historiker des gegenwärtigen Krieges wird es eine Quelle ersten Ranges sein; die Moskauer Persönlichkeiten, Offiziere, Beamten und Künstler, Wirtschaftseinrichtungen, Museen, Oper und Theater und die düsteren politischen Prozesse werden geschildert. Das Werk ist kein Propaganda-Buch für den Kommunismus und auch keines für den konkreten Staat genannt USSR; deutlich sagt Davies, dass in ihm die Freiheit und der Rechtsschutz des Individuums fehle; aber, und das sei als wesentlich zu beachten, dieser Staat sei in jeder politischen Form eine äusserst entwicklungsfähige Macht. — Die Keimzelle des Buches ist eine, vor der Abreise aus Moskau am 6. Juni 1938 datierte Uebersicht, betitelt: Abschliessende Zusammenfassung und Bericht über die Sowjetunion, welche in den einleitenden Sätzen verspricht, „die Politik der Vereinigten Staaten" in ihrem Verhältnis zu den „Zuständen in der USSR" und zu deren gesamter Situation darzulegen. Hier gibt der Botschafter Auskunft über die Herkunft des Materials seines Berichtes, er schöpfte: aus Informationsquellen, die ausserhalb der USSR veröffentlicht waren, aus in Moskau publiziertem Regierungsmaterial, aus den „besten Urteilen seines sehr tüchtigen Botschaftsstabes", aus „den Auffassungen einiger der Chefs hiesiger (in Moskau akkreditierter) diplomatischer Missionen und aus

den „Meinungen amerikanischer Journalisten“ in Moskau, denen er hohe Anerkennung zollt. Danach wird niemand „unerhörte“ Nachrichten aus der Sowjetunion erwarten; tatsächlich erfährt der Kenner der pro- und -antirussischen und „neutralen“ Literatur über diese Materie aus Davies' Buch keine sensationellen Neuigkeiten. Sehr zu empfehlen ist aber die Lektüre dieses Buches deshalb, weil hier ein hervorragender Politiker aus dem Kreise des Präsidenten Roosevelt die erstaunliche Geschmeidigkeit, Zähigkeit und Weitsicht der gegenwärtigen Politik der USA in einem weltgeschichtlich bedeutungsvollen Fall uns vor Augen rückt: über die Politik Washingtons kann man aus dieser bis ins Einzelne „politischen“ Schrift eines „USA-Botschafters“ viel lernen.

Paul Schmitt.

Dynamisches Russland

Unter diesem Titel liess Igor Prawdin im Europa Verlag Zürich (1943) eine Schrift von 117 Seiten erscheinen. Der Verfasser, der als Demokrat und guter Kenner Russlands bezeichnet wird, geht als Mensch des Geistes an die Deutung des gegenwärtigen planetarischen Ringens heran. Kühn, aber beachtenswert, scheint mir der folgende Satz zu sein, mit dem er für eine neue (oder alte?) Art, das Problem Russlands zu betrachten, eintritt:

„Letzten Endes stehen sich im titanischen Kampfe der Reiche und Kontinente nicht so sehr zwei sich befehden Ideologien als vielmehr zwei Urgründe kosmischer Daseinsform gegenüber: auf der einen Seite die gebundene, in sich ruhende Kraft — „Substanz“ —, die durch Russland, China und England vertreten ist, auf der andern aber die befreite, teils planmässig geleitete, teils aber selbstzwecklich sich gebärdende Energie, vertreten durch Deutschland, Italien und Japan.“

Die „neurussische Dynamik“, welche der Bolschewismus Russland gegeben hat, hätte nach dieser geschichtsphilosophischen Ansicht, „nur“ eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen: „Die russische Erde in ihren tiefsten Schichten aufzupflügen, ihr ein neues Aussehen zu geben, ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten zu entlocken“, und vor allem ihr eine Verteidigungsmöglichkeit „gegen die bestgerüstete Armee der Erde“ zu geben. Nach Erfüllung dieser Aufgabe würde dann die „Substanz“ die überschüssige „Energie“ wieder in sich zurücknehmen.

Nun glaube man nicht, dass Prawdins Schrift eine trockene Philosophie sei. Das kleine, geistsprühende Büchlein ist zwar eine Philosophie — wie liesse sich auch eine philosophische Haltung angesichts eines so ungeheuren Gegenstandes wie Russland vermeiden, wenn sich der Mensch noch als Geist bewahren will? — aber der sehr unterrichtete Verfasser zeigt uns seine weltgeschichtliche „Substanz“ im konkreten Kampf, zeigt uns die Heerführer der Regulären und die Partisanen im bitteren napoleonischen Krieg und im nicht minder bitteren heutigen Ringen gegen den westlichen Eindringling: Mit knap-

pen, meisterlichen Strichen zeichnet er den „Dichter-Partisan“ Dawydown, der Napoleon widerstand, und er gibt uns das aufregende Tagebuch des „modernen Guerillakriegers“ Poljakow. —

Mit der Aussicht, dass die heutige Leitung der USSR in und nach diesem Kriege vom einstigen internationalen Bestreben ablassen und zum nationalen Reich, „von der roten zur nationalen Fahne“, übergehen werde, entlässt uns der Autor. **August Merz.**

Frauen des Ostens von Fannina Halle

Fannina Halle, Frauen des Ostens, Europa-Verlag, Zürich 1938

Kurz vor dem letzten Weltkrieg, 1938, veröffentlichte Dr. Fannina Halle ihr Buch „Frauen des Ostens“, gedrängte Zusammenfassung ihrer auf weiten Reisen gesammelten Eindrücke. Damals stand die Russische Revolution noch auf dem letzten Blatt der Weltgeschichte. Heute ist ein neues Blatt aufgeschlagen und was darauf geschrieben wird, täglich, mit Blut und Tränen, hält uns derart in Atem, dass wir die umgeschlagenen Blätter leicht vergessen. Es ist aber wertvoll und von Nutzen, sich zu vergegenwärtigen, was die Revolution von 1917 an Umbruch, Aufbruch bedeutete. Wir sehen sie zumeist von der westlichen Hemisphäre aus. Dr. Halle lehrt uns, sie von Osten und von innen heraus zu erleben. Sie lenkt unser Denken auf die unermessliche Ausdehnung des Europäischen und des Asiatischen Russischen Reiches, neben denen unser West-Europa verschwindet. Sie spricht von den 200 oder mehr verschiedenen Völkern, alle dem zaristischen Russland angehörend, von den versprengten, verlorenen Stämmen, die selbst dem Zaren unbekannt blieben, für die ihr Herrscher ein unbekannter Begriff war. Sie teilt das Riesengebiet in drei Teile und kann aus eigenem Erleben heraus Charakter und Eigenart schildern. Da ist Kaukasien, das bemerkenswerteste, Europa-naheste, sagemumwobene Land zwischen Schwarzem Meer und der Kaspi-See, landschaftlich, historisch, ethnographisch von bezaubernder Eigenart. Es folgt Mittelasien, das Land der Steppen und Tundren, die Heimat der Nomadenvölker. Wo immer Ackerbauer und Kolonisatoren sich sesshaft machen wollten, wurden sie von den westwärts stürmenden Nomaden vertrieben. Auch das zaristische Russland konnte nichts gegen diese ausrichten. Während Kaukasien nur zum kleinsten Teil vom Islam erobert wurde, sind die Völker Mittelasiens durchweg islamisiert. Noch finden wir hier uralte Kultstätten, Spuren ältester Kulturvölker. Je weiter wir nach Nordasien kommen, um so primitiver werden jene Naturvölker. Eine Reise durch diese drei unfasslich weiten Gebiete bedeutet ein Rückwärtsabwickeln der Weltgeschichte von unseren Tagen bis zurück zur Vorzeit. In diese unermesslichen weltfernen Länder mit ihren so verschiedenen Menschen fiel die Revolution wie ein Sturmwind, unerbittlich aufrüttelnd, zerstörend, aufbauend.

Lenins „Nationalitätenprogramm“ verkündigte „die Notwendigkeit ei-

nes nicht nur kulturellen, sondern auch politischen und wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes der Völker... Es stand zu erwarten, dass ein dermassen radikales Programm die früher unterdrückten Völker mit einem Schlag auf die Seite der neuen Machthaber brachte. Dieser Prozess ergriff aber zu Anfang hauptsächlich die dünne Intelligenz der Minderheiten. In den Massen des Ostens lebte wohl ein dunkler Freiheitsdrang, doch klang ihnen der Ruf, der von Westen her ertönte, zu fremd und ungewohnt". Fannina Halles Studium gilt vor allem der Frauenfrage. Dem Kaukasus mit seinen stolzen Menschen schenkt sie ihre ganze Bewunderung. Dort, wo wir das Reich der Mazonen zu suchen haben, findet die Forscherin noch untrügliche Spuren des Mutterrechts, Spuren, denen sie eingehend und mit intuitivem Gefühl und Verständnis nachgeht. Noch zeugen heute Sitten, Legenden, Sagen davon. Prachtvoll sind die Erzählungen der herrlichen Königin Tamara, der „lieben Frau des Kaukasus". Abgrundtief klappt der Kontrast zwischen diesem stolzen Volk der Frauen und Mütter und den unterdrückten Frauen des Islam. Verachtet, verkauft, verschachert, misshandelt führen diese ein menschenunwürdiges Dasein. In sozialer, wirtschaftlicher, hygienischer Beziehung ist die mohammedanische Frau das entrechtete aller Geschöpfe. Und dann geschieht das Unfassliche: von Moskau her greift die Aufklärung, die Erneuerung herüber, hinein in jede Familie, in jedes Leben. In der unwahrscheinlich kurzen Zeit von 10—20 Jahren wird aus der unterjochten, gleich einem Haustier gehaltenen Frau ein selbständiges, selbstherrliches Wesen. Sie, die gestern noch Analphabetin war, der jedes Wissen unzugänglich blieb, sie steht heute an leitender Stelle im Staatsdienst, in Fabriken, Schulen, in Kolchosen, im Handel, in der Industrie. Die gestern noch als weinendes hilfloses Kind an einen reichen Bei, einen zahlenden Greis verschachert wurde, die in Gegenwart des Mannes weder sitzen noch reden durfte, sie ist heute Ingenieur, Techniker, Flieger. Ein jäher, tropischheftiger Aufbruch ist es — keine Entwicklung. Die Zeit zur Entwicklung fehlte. Mit unverbrauchter Kraft, glühender Begeisterung, einem hinreissenden Schwung, und nie versagendem Glauben an sich selbst erreichten diese Frauen das Unfassliche. Zahlreiche knappe Lebensbilder beweisen es. Es ist ein atemraubendes Werden und Wachsen, durch keine Tradition gehemmt. Die zweifelnde Frage, ob diese Frauen des Ostens ihrem neuen Dasein gewachsen seien, ob sie es ausnützen können, beantwortet die Autorin mit einem überzeugten Ja. Dass die Gegenkräfte nicht müßig blieben, ist selbstverständlich. Zahllos sind die Frauen, die als Märtyrerinnen fielen. Aber die Nachdrängenden waren noch zahlloser, waren stärker. Ihnen blieb der Sieg.

Heute, da Russland wieder im Brennpunkt der Geschichte steht, gewinnt diese Tatsache an Gewicht: hinter Moskau dehnen sich die unabsehbaren Gebiete, deren lange stumpf gebliebene Völker heute erwacht, nationalisiert, geschult sind. Und diese Völker bringen Frauen hervor, von unerhörter ungebrochener Tatkraft, Frauen, denen — plötz-

lich -- kein Weg verschlossen, keine Möglichkeit verwehrt ist. Aufatmend legen wir das erregende Buch aus der Hand und unsere Gedanken verweilen lange auf dem vorletzten, und auf dem letzten Blatt der Weltgeschichte.

Das Buch, reich an Bildmaterial, ist im Europa-Verlag Zürich erschienen.
Marguerite Paur-Ulrich.

Das Jahr 1812 in russischer Sicht

Eugen Tarlé: Napoleon in Russland 1812. Zweite Auflage, mit einer Kartenskizze. Steinberg-Verlag, Zürich.

Es wäre Stoff für eine Doktorarbeit, die historischen und geschichtsphilosophischen Kapitel in Tolstois Meisterroman „Krieg und Frieden“ mit dem jüngsten Geschichtswerk über die Napoleonische Invasion in Russland, deren Verfasser der Leningrader Universitätsprofessor Eugen Tarlé ist, zu vergleichen und die Frage zu beantworten, ob die beiden Autoren, die in einem zeitlichen Abstand von ungefähr sechzig Jahren über denselben Gegenstand schrieben, in der Schilderung der Kriegseignisse und in der Deutung jenes ungeheuren Einbruchs in das Leben des russischen Volkes von einander abweichen oder ob sie im Wesentlichen mit einander übereinstimmen. Man würde jedenfalls finden, dass die beiden so verschiedenen Beurteiler, der Forscher und der Dichter, auf die wichtigste Frage — auf die Frage nämlich, welche Kraft den Willen des Eroberers und Eindringlings brach und dem grössten Strategen durch ein völlig unerwartetes Stratagem die Waffe aus der Hand schlug — die gleiche eindeutige Antwort geben: das russische Volk, unbändig in seinem Willen zur nationalen Unabhängigkeit und zur Freiheit, über sich selbst zu bestimmen. Der russische Dichter, in dessen Seele noch der Groll über die seinem Volk angetane Beleidigung nachzittert, spricht dies in den sozialkritischen Exkursen aus, die, ähnlich dem Chor in der antiken Tragödie, die künstlerische Darstellung der Kriegseignisse deutend begleiten. Der russische Geschichtsforscher, dem es um die historische Wahrheit und nur um die Wahrheit zu tun ist, bringt Beweis und Zeugnis herbei, die unwiderleglich bestätigen, was die geniale Intuition des Dichters erschaute.

„Der Volkskrieg, ein Krieg gegen alle Regeln der Strategie“, sagt Tolstoi, „der Volkskrieg in seiner drohenden und erhabenen Kraft, machte dem Beutezug Napoleons ein Ende mit Schrecken. Und wohl dem Volke“, fährt der Dichter bedeutsam fort, „wohl dem Volke, das in Stunden der Prüfung, ohne zu fragen, wie andere in ähnlichen Fällen nach Regeln handeln, mit Einfalt und harmlos den ersten besten Knüttel ergreift und solange mit ihm einhaut, bis in seiner Seele das Gefühl der Schmach und Rache dem der Verachtung und des Mitleids gewichen ist.“¹⁾ Dieser Volkskrieg, über den sich Na-

¹⁾ „Krieg und Frieden“, IV. Band, III. Teil, Schluss des I. Kapitels.

napoleon unaufhörlich bei Kutusow und Kaiser Alexander greinend beschwerte — es war dies immerhin noch kein totaler Krieg, wenn er auch den damals Lebenden und Kämpfenden einen Vorgeschmack dessen vermittelte, was den Menschen unserer Zeit aufgespart blieb —, verwandelte den nach allen Regeln der Kunst geführten Krieg Napoleons in ein wüstes Massaker, ganz wie in den Zeiten der Tatarenüberfälle, wo die russischen Bauern in ihrer Einfalt zum nächstbesten Knüttel griffen, um die Schänder ihrer Heiligtümer, die Verwüster ihrer Heimatfluren — eben die asiatischen Räuber, Mörder und Diebe — aus ihrem Land zu verjagen. Das primitive russische Volk machte je und je keinen Unterschied; es betrachtete jeden, der in sein Land einbrach, als einen Tataren und rechnete mit ihm in gleicher Münze ab. Das Russland der Zaren, Popen und Gutsherren mit ihren Leibeigenen konnte nicht anders kämpfen und siegen als gerade auf diese „barbarische“ Art. Ritterlich fechtend, wie in einem Turnier, hätte es sich dem Belieben des corsischen Abenteurers übergeben müssen. Es ist nun niedlich, bei Tarlé nachzulesen, wie Napoleon mit seinem glänzenden Gefolge von einem nahen Hügel aus das im Mittagssonnenstrahl schimmernde Moskau erblickte und ein staunendes, ja entzücktes „Ah!“ nicht unterdrücken konnte beim Anblick dieser märchenhaft schönen Stadt mit ihren zahllosen Türmen und Kuppeln, die in allen Farben prangen, und wie er, gnädig gelaunt, auf die städtische Deputation wartete, die ihn mit Brot und Salz nach altrussischem Brauch willkommen heissen und ihm die Stadtschlüssel überreichen würde.

Aber es kamen nicht nur keine Delegierten, die ihm Moskau zu Füßen legten, sondern alles blieb still, und Moskau machte mehr und mehr den Eindruck einer toten Stadt. Da und dort entstanden Brände, und bald ging Moskau in Flammen auf. Das war die Antwort der „Skythen“, von deren unträtalem Wesen schon die Alten zu berichten wussten: „sie locken tückisch den Feind immer tiefer in ihr Land hinein, das keine Grenzen hat, und lassen ihn dann erbarmungslos umkommen.“ Uebrigens waren die Skythen des Altertums und die Russen der neueren Zeit nicht die einzigen, die, in Kriegszeiten aus der Not eine Tugend machend, ihre Dörfer und Städte anzündeten und die Strategie der versengten Erde anwendeten, um den Feind zu verderben; denn auch die Gallier unter Vercingetorix bereiteten den Legionen Cäsars dieselben Verlegenheiten. Dass aber doch nicht in erster Linie die riesige Ausdehnung des Landes und das schroffe kontinentale Klima, sondern der hartnäckige Widerstand des russischen Volkes den Armeen des Agresseurs den Untergang bereitete, dies bezeugt eine ebenso unverdächtige wie autoritative Stimme, die Tarlé zitiert: Feldmarschall von Gneisenau, der im Sommer 1814 an den Kaiser Alexander I. schrieb: „Wäre nicht der heroische Geist der russischen Nation gewesen, ihr Hass gegen die fremde Unterdrückung, so wäre die zivilisierte Welt verloren gewesen: sie wäre endgültig

unter das Joch eines wütenden Tyrannen gefallen.”²⁾ Von dem tiefen Hass, den die Russen den Eindringlingen entgegenbrachten, spricht auch Tolstoi. Dieser Hass setzte Napoleon in Erstaunen; mit diesem unbeugsamen Hass hatte er nicht gerechnet, obwohl er einen vielleicht noch glühenderen Hass schon von den Spaniern erfahren hatte, die allein ausser den Russen sich nie unterwarfen.

Es versteht sich von selbst, dass ein Werk wie dieses, da es ein Ereignis behandelt, das sich sozusagen zum zweiten Mal ereignet, Ähnlichkeiten zwischen dem damaligen und dem heutigen Kriegsgeschehen aufzeigen werde. In Wirklichkeit ereignet sich nichts in der Welt zweimal in identischer Art, und wenn Hegel irgendwo bemerkt, alle grossen geschichtlichen Tatsachen ereigneten sich zweimal, so wäre man fast versucht, Marx recht zu geben, der hinzufügt: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. Parallelen zwischen jenem und diesem Feldzug sind allerdings vorhanden, und mehr als Parallelen: verzerrte Entsprechungen, Konterimitationen; andererseits aber ist der Unterschied zwischen den napoleonischen Kriegen und „unseren“ Weltkriegen nur allzu gross, und in Bezug auf Leiden, Schrecken und Furchtbarkeiten dürfte unsere Zeit hinter keiner noch so barbarischen zurückstehen und eher den Vorrang behaupten. Die Hauptursachen der beiden Kriege sind freilich die gleichen, denn beide sind als Angriffs- und Eroberungskriege gegen Russland zu klassifizieren; der imperialistische Charakter beider ist nicht zu bezweifeln; beide hatten dasselbe Ziel: die Aufrichtung einer neuen Sklaverei, wirtschaftliche und politische Diktatur auf der einen, Abhängigkeit und Vasallentum auf der anderen Seite. Auch das Versagen und Misslingen geht auf dieselben Ursachen zurück: auf die harte Tatsache des meerbeherrschenden Inselreichs England und auf die noch härtere Tatsache des den sechsten Teil der bewohnten Erde umfassenden eurasischen Kontinents Russland. „Der russische Feldzug ist überhaupt das Törichteste, was er (Napoleon) in seiner Leidenschaft beschlossen und dann mit den kolossalsten geistigen und materiellen Mitteln ausgeführt hat“, sagt Jakob Burckhardt³⁾.

Das Buch von Tarlé fasst alles, was die Geschichte der napoleonischen Zeit uns an Einzeltatsachen überliefert, in einer klaren, präzisen, ja künstlerischen Form zusammen und zeichnet sich besonders dadurch aus, dass es historische Dokumente enthält, die unter gewöhnlichen Umständen nie zum Vorschein zu kommen pflegen, die nur der Sturm einer grossen Revolution vom Staub der Archive befreit. Hervorzuheben ist ferner die dialektisch-materialistische Methode der Geschichtsbetrachtung, deren sich Tarlé bedient. Diese Philosophie geht von den ökonomischen Grundkräften, nicht aber in erster Linie vom „Menschen“ oder von einem „genialen“ Individuum, aus, hält den „Menschen“ und seine Ideologie wie auch seine Gesellschaftsform für

²⁾ Zitiert nach Seite 380 des besprochenen Buches.

³⁾ „Historische Fragmente“, S. 239.

wandelbar, die materiellen Lebensbedingungen des Menschen aber für das erste und wichtigste, und ist ihrem Wesen nach nicht statisch, sondern dynamisch, auch geht sie darauf aus, weniger die Welt zu erklären als umzugestalten. Im Sinne dieser Anschauungsweise war Napoleon, dessen „Genialität“ auf bestimmten Gebieten Tarlé nicht leugnet, bloss der Champion der französischen Bourgeoisie, die England von den europäischen Märkten vertreiben wollte. Tarlé zeigt, dass Napoleons Raubzug so sehr von Klasseninteressen bedingt war, dass er sogar die einzige Möglichkeit, wenigstens einen Teilerfolg zu erringen — nämlich durch die Abschaffung der Leibeigenschaft in den Gebieten, die von seinen Soldaten besetzt waren — ausser Acht liess. In diesem Sinn ist es dann allerdings wahr, dass, wie man nach Waterloo sagte, „Napoleon nur durch Napoleon zugrunde gerichtet werden konnte“.

Alfred Schwartz

Leo Tolstoi

Leo Tolstoi ist einer der reinsten und vortrefflichsten Vertreter der intellektuellen Redlichkeit. In einem seiner glänzendsten Essays bezeichnete Ortega y Gasset die Wahrhaftigkeit geradezu als das entscheidende Charakteristicum des geistigen Menschen. Er will dem Kaufmann, dem Politiker zulassen, dass sie sich der List bedienen, niemals aber dürfe der Intellektuelle davon abweichen, die Wahrheit redlich zu verkünden, keinerlei Konzessionen an kommerzielle oder politische Interessen dürfe er machen. Leo Tolstoi, der grosse Schriftsteller, der gestaltungsmächtige Künstler, huldigt der Wahrhaftigkeit in einer für ihn geradezu quälenden Weise. Privates und öffentliches Leben prüft er unentwegt und unerbittlich im scharfen Lichte seiner Intelligenz. Ergreifendes Dokument dessen sind seine Tagebücher und Gespräche.¹⁾ Sich selbst unterzieht er ebenfalls dieser unaufhörlichen Prüfung. Einer seiner Freunde und Anhänger, der seine Aeusserungen aufzeichnete, der Moskauer Musikprofessor Goldenweiser, hält ein Gespräch aus dem Juni 1905 fest, das diese geistige Eigentümlichkeit klar erkennen lässt; also äussert sich der siebenundsiebzigjährige Tolstoi: „Es ist ganz merkwürdig, bei jeder kleinsten Sache muss man alles von gar vielen Seiten überlegen, bevor man etwas tut. Gleichviel ob man ein Hemd näht oder auch nur einen Schachzug machen will... Nur schreiben kann man alles, was einem beliebt, und das wird nicht nur bemerkt, sondern man gilt sogar als ein Schriftsteller...“ Nach einer Pause setzte er hinzu: „Die ganze Arbeit des Schriftstellers muss darin bestehen, dass er sich selbst vervollkommenet.“

¹⁾ Leo Tolstoi: Gedanken und Erinnerungen. Eine Auswahl aus dem Werke „In Tolstois Nähe. Aufzeichnungen aus fünfzehn Jahren“, von Alexander Goldenweiser. In einem Anhang Tolstois Geheimgespräche. Eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Berndt. Alfred Scherz Verlag, Bern, 1943.

Ich bemühe mich immer und habe mich stets bemüht, die Frage, die mich zu einer bestimmten Zeit beschäftigt, mir in dem Grade klarzumachen, dass ich fühle, sie auf die höchste mir erreichbare Stufe der Klarheit gebracht zu haben. Darin muss die Arbeit eines Schriftstellers bestehen. Eine grosse Gefahr liegt in dem Belehrenwollen. Ich denke, mir ist es nicht passiert, belehren zu wollen. Doch, es ist mir passiert... Aber das war immer schlecht."

Diese Wendung einer allgemeinen Ueberlegung gegen sich selbst ist nicht nur geistige Redlichkeit, sondern sie ist auch besondere sittliche Haltung. Tolstois Ethos übte ja auf die Zeitgenossen eine starke Wirkung aus. Conrad Ferdinand Meyer schrieb im Jahre 1890: „Wenn ich den Eindruck, den Leo Tolstoi mir macht, dessen Entwicklung ich aufmerksam verfolgt habe, mit einem Wort bezeichnen müsste, so würde ich diesen Mann einen Heiligen nennen." (Zitiert nach Ludwig Berndls Einleitung zu der oben erwähnten Ausgabe der Gespräche.) Der Ausdruck „Heiliger" klingt erstaunlich als Bezeichnung des „grössten Kirchenfeindes nach Voltaire". Dennoch kann Berndl mit Recht die geistige Gestalt des Kirchenvaters Aurelius Augustinus mit der Tolstois vergleichen: „Man kann sagen, dass die Bekenntnisse des heiligen Augustin und die Tagebücher des alten Tolstoi einem und demselben geistigen Stil angehören. Aber diesem Russen fehlte der Glaube." „Der Glaube ist immer unsicher", sagte er, „jeder Glaube! Weshalb? Weil es in jedem Glauben eine Enttäuschung geben kann. Fest und unverbrüchlich ist nur die Erkenntnis." Aus dieser sich hier aussprechenden Wesensseite Tolstois ergibt sich seine oft geäusserte Hochschätzung Kants, der zwar „ganz schrecklich geschrieben habe" (was für Tolstoi ein schwerer Einwand ist), der aber „doch eine Epoche in der Entwicklung der Menschheit darstelle, der Menschheit neue Horizonte eröffnet" habe. Er stellt Kant mit Epiktet und Marc Aurel in eine Reihe. Begreiflicherweise lehnt ein derartiger Geist Nietzsche scharf ab: „Nietzsche zu lesen ist unmöglich. Das ist ein Lallen wie bei Kindern, ein Irrereden wie bei Wahnsinnigen. Und was für eine Selbstüberhebung! Das wird nun heutzutage Philosophie genannt!" Den „Wissenschaftsglauben" seiner Zeit teilte Tolstoi nicht. So sagt er über Korolenko, den feinen Dichter, der ihn 1910 besuchte: „Korolenko hat mir sehr gefallen, er ist sehr lieb, klug. Ich habe heute morgens mit ihm über religiöse Fragen gesprochen. Er steht auf dem Standpunkt der Wissenschaft, begreift aber doch manches..." Zwar lehnt Tolstoi „die einfältigen Märlein unseres Kirchenchristentums" ab und erhebt diesen gegenüber die „irrigen aber hochstehenden Vorstellungen" des Buddhismus über das „Jenseits", aber bei allem Rationalismus ist „es eines seiner Grundgefühle", wie Berndl in seiner feinsinnigen Einleitung des oben erwähnten Buches sagt, dass „alles auch ganz anders sein könnte". Dieser harte Rationalist war zugleich auch ein weicher Mystiker; mittelalterliche Scholastik verband sich in seinem Geist mit modernstem Relativismus. Er stand an der Grenzscheide zweier Epochen." Weiterhin zeichnet Ludwig

Berndl den grossen Russen also: „Tolstoi war, wenn auch kein Revolutionär, so doch ein Rebell. Rebellion ist sein Leben... Sein Ehrgeiz trieb ihn etwas Ungeheures, Ausserordentliches zu vollbringen.“ Er will sich Ruhm erwerben, z. B. durch „eine absolut sichere Methode die kaukasischen Bergstämme zu bezwingen.“ Später will er das russische Unterrichtssystem umändern. Die Regierung wird misstrauisch und lässt auf seinem Stammsitz, dem späterhin weltberühmten Jässnaia Poljana, eine Haussuchung durchführen; da droht er der Regierung mit seiner Auswanderung. Den ersten klaren Ruhm erwirbt er als junger Leutnant während des Krimkrieges, nicht durch eine auszeichnende militärische Leistung, sondern durch eine novellistische Schilderung aus diesem Kriege. Dabei bleibt es: er erringt auch seinen späteren, europäischen Ruhm mit der Feder; seine weitreichenden Wirkungen sind die des Schriftstellers, er wird kein Mann der Tat, aber; „er spricht unerschrocken aus, was ist.“ Dennoch: „Der Zar fürchtete ihn mit Recht... Tolstois Einfluss brach die Suggestion der Staatsallmacht. Er wirkte als das stärkste Ferment in der russischen Gesellschaft. Durch ihn wurde die Jugend den Ideen der Freiheit aufgeschlossen. Es war etwas Anfeuerndes, Mitreissendes in seinen kühnen Anklagen, die er gegen den ganzen Geist, oder vielmehr Ungeist, seiner Zeit erhob.“ Diese Feststellungen Berndls sind gewichtig. In ihnen zeigt sich die tiefe Wirkung eines jeder politischen Macht entbehrenden freien Geistes, eines einzelnen Mannes des 19. Jahrhunderts, eines Geistes, der ungeachtet seiner Zeitbedingtheit, mit Augustin und Voltaire (wenn auch jeweils auf andere Weise) in historische Parallele gesetzt werden kann. Man muss dem Herausgeber dankbar sein, dass er das menschliche und geistige Bild des grossen Russen uns vor Augen gestellt hat durch seine vortreffliche Einleitung, Auswahl und flüssige Uebersetzung der Aufzeichnungen des getreuen Goldenweiser, des „Eckermann“, den der Geistesriese von Jässnaja Poljana während fünfzehn Jahren seines Vertrauens würdigte. **Paul Schmitt.**

Iwan Turgenjew

Bei Gelegenheit eines Neudrucks von „Väter und Söhne“.

Auch unsere Lektüre hat ihren eigenen Rhythmus, den Mode und Fatalität beherrschen. Die russischen Klassiker, unsere Lieblinge von einst, schienen in Vergessenheit versunken — da drängt die Schicksalsstunde einen um den andern von neuem unserem Bewusstsein auf: hinter dem Riesenschritt Tolstois gewahren wir bereits den gemessener einher schreitenden Turgenjew. Ein Neudruck seines Meisterromans¹⁾ veranlasst diese Zeilen, die sich, um eines inneren Experimentes willen, auf frühere Notizen stützen. Weit entfernt, das Glück der Wieder-

¹⁾ Iwan Turgenjew, „Väter und Söhne“. Verlag Hallwag Bern. (Angelo Pankows Uebersetzung liest sich ausgezeichnet).

begegnung verhehlen zu wollen, zweifeln wir nicht daran, dass es noch manchem Leser gehen wird wie uns, wenn er an seiner eignen Lebensgeschichte die Geschichtlichkeit des grossen Erzählers nachzuprüfen unternimmt. Gewiss, Geschichtlichkeit ist das einzig passende Wort für das fragliche Phänomen. Die hassenswerte Leibeigenschaft war Turgenjews erstes Thema: er oder sie sollte untergehen. Das Ziel, das ihm als Kind in Russland schon feststand, lernte er verwirklichen als junger Mann in Deutschland. In seiner kleinen Selbstbiographie sagt er über seine Berliner Studienjahre: „Ich stürzte mich kopfüber in die deutsche Flut, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich zu reinigen und umzuschaffen. Als ich endlich aus den Wellen wieder emportauchte, war ich ein Anhänger der westlichen Kultur geworden“. Als solcher schrieb er, zur Einlösung seines Hannibalschwurs, die „Memoiren eines Jägers“, die nach seinen eignen Worten ohne den Aufenthalt in Deutschland nie geschrieben worden wären. Ein wichtiges Kapitel des Problems Russland-Westeuropa liegt in diesem Geständnis beschlossen. Ein anderes Kapitel desselben Problems begann, als er, mit fünfundzwanzig Jahren, einer französischen Sängerin spanischen Ursprungs begegnete. Pauline Viardot-Garcia gehörte zum berühmten Geschlechte der „belles laides“. Unter ihren vielen flüchtigen Eroberungen, gelegentlich ihres Petersburger Gastspiels im Jahre 1843, erwies sich diejenige Turgenjews als dauernde Annexion. Der Umstand, dass sie Gattin und Mutter war, vermochte keineswegs den Dichter abzuschrecken. Als ein Geduldeter begehrte er nur ihren Anblick, und da dies für gewöhnlich nur in Paris möglich war, folgte er ihr dahin. So geschah es, dass Turgenjew, der Ranke gehört, Lassalle gekannt, Mommsen gelesen und noch mit manchem deutschen Dichter sich befreunden sollte, nun auf gleichem Fuss mit Mérimée und Gautier, Taine und Renan, Flaubert und Maupassant verkehrte.

Halten wir fest, dass Turgenjews westliche Rechnung in den Augen seiner Partner völlig aufgegangen ist. Ob wir deutsche Zeugen, ob wir französische anrufen — sie erklären sich stets gleich befriedigt. Da sind die Aufzeichnungen des liebenswerten Ludwig Pietsch über seine erste Berliner Begegnung mit dem russischen Dichter im Herbst 1846: „Es war ein Kopf, wie ich ihn nie gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergisst. Das Gesicht zeigte entschieden russischen Typus. Es hatte dessen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle herrlich gewölbte breite Stirn und die mächtige Nase dominiert wurden. Ueber jene fiel nach links ein voller Büschel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haare. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlichbraune breitlidrige grosse Augen von eigentümlich schwermütig weichem Ausdruck. Er sprach das Deutsche rein und fliessend. Der leichte russische Akzent liess es wohl etwas fremdartig, aber nur desto anmutiger und einschmeichelnder klingen. Was er sprach, worüber es auch sein mochte, das war durch seinen Gehalt wie durch

die Form der Darstellung immer gleich anziehend und fesselnd". Siebzehn Jahre später erweckt Turgenjew, nur etwas gealtert, den nämlichen Eindruck im Pariser Kreis der Brüder Goncourt: „Er ist ein entzückender Koloss, ein milder Riese mit weissem Haar und dem gutmütigen Ausdruck eines Berg- oder Waldgeistes. Er ist schön, sehr schön, ungeheuer schön, mit Himmelblau in den Augen und der singenden Stimme der Russen, worin etwas von einem Kinde oder einem Schwarzen ist". Turgenjew war jenen Festen geselligen Geistes ganz und gar gewachsen: er sprach mit Bewunderung von Aristophanes, mit Ehrfurcht von Goethe, mit Liebe von Russland und mit Bescheidenheit von sich, mit Stolz einzig erwähnend, was er für die Aufhebung der Leibeigenschaft getan: „Der Kaiser hat mir sagen lassen, dass die Lektüre meines Buches eines seiner Motive war".

Beinahe fünfzig Millionen Menschen, über die Hälfte der damaligen Bevölkerung Russlands, wurden durch einen Federstrich Alexanders II. am 8. März 1861 aus Sachen in Personen umgewandelt. Die Geschichte kennt kein zweites solches Beispiel. Inzwischen haben wir erlebt, dass infolge davon weder Friede noch Seligkeit auf Erden eingezogen sind. Der Zar-Befreier selber erlag einer Terroristenbombe. An die Stelle des Problems traten andere Probleme. Indem Turgenjew zu schreiben fortfuhr, verschob sich auch das Urteil der mitschaffenden Zeitgenossen über ihn, und zwar im allgemeinen nicht zum Guten. Tolstoi verzieh ihm schwer den nicht besieigten subjektiven Hang nach Glück. Dostojewski verzieh ihm nie die unerbittliche Kritik an Russland. Aber es leben jenseits unserer Pairs noch anonyme Richter, vor denen uns im Innersten mehr als vor jenen bangt, weil es von ihnen keine Appellation zu geben pflegt. Als Madame Récamier bemerkte, dass die kleinen Savoyarden, die damals noch die Strassen von Paris durchzogen, sich nicht mehr nach ihr umwandten, da wusste sie, dass ihre Schönheit im Verblühen war. Als russische Arbeiter den Dichter Turgenjew auf der Bahn erkannten, da wusste er, dass er auf irgendeine Weise weiterleben würde. Und das trat wirklich ein. Turgenjew, der nach trübem Alter und nach schwerem Tod der heimatlichen Erde zurückgegeben wurde, erfuhr eine Huldigung, die seine geheimsten Wünsche überstieg. Die politischen Verbrecher aller russischen Gefängnisse liessen einen Kranz für ihn niederlegen mit der Widmung: „Aus dem Grabe dem Unsterblichen".

Ein Enkelkind Manzoni, das mit Hilfe des Dichters einen Aufsatz verfertigte über die „Promessi sposi", erhielt trotzdem vom Lehrer eine schlechte Note. Eine russische Mutter, deren Sohn eine Arbeit über Turgenjews Weltanschauung zugefallen war, benahm sich vorsichtiger und fragte den Dichter erst hinterher nach seiner Meinung. Turgenjew ging auf die Frage ein, indem er unter anderm antwortete: „Ich bin vornehmlich Realist, und am allermeisten interessiere ich mich für die lebendige Wahrheit des Menschengesichts. Zu allem Uebernatürlichen verhalte ich mich durchaus gleichgültig und glaube weder an irgendetwas Absolutes noch an irgend ein System.

Am meisten liebe ich die Freiheit und bin, soweit ich selber urteilen kann, der Poesie zugänglich". Worin bestand, um beim Schlusse zu beginnen, die Poesie Turgenjews? Nicht in einer unbegrenzten Einbildungskraft, nicht in einer unbesieghchen Gewalt der Triebe, nicht in einer unwiderstehlichen Beredtsamkeit, sondern, von der Schönheit seines Gemüts abgesehen, in diesen zwei schlichten Fähigkeiten: einer geschulten Beobachtung und dem Talent der angemessenen Wiedergabe. Turgenjew besass eine reiche Bildung, er kannte seine Zeit und sich. Das war der Stoff, den er in unzähligen Abwandlungen immer neu gestaltete. Von der Skala der Gefühle, die er zu entwickeln liebte, war es vor allem das berühmteste derselben. Es gibt grössere Dichter der Liebe, es gibt kaum einen grössern Dichter der scheuen, furchtsamen, nicht liebenkönnenden Liebe, als Turgenjew gewesen ist. Er bildete sich auf diesem Gebiete zum Fachmann aus. Man hat den Eindruck, es seien alle Fälle dieser Art in seiner Praxis einmal vorgekommen. Daher auch sein Bericht kaum je die kleinste Trübung aufweist. Kein höherer Genuss, als zu verfolgen, wie Turgenjew ein Gespräch einleitet, steigert, abebbt, wie er die Temperatur einer Seele misst, wie er mit unfehlbarer Hand eine Kurve zieht, wie er zwei Szenen aneinanderfügt, wie er ein kleines Schauspiel ordnet: mit vollkommenem Neben- und Ineinander aller Teile, bei reinster Abstufung der Töne zu ungetrübter Harmonie, die über alle Bedingungen hinaus sich zum Gesetz erhebt. Das ist das Gesetz, welchem er sich in Glück und Leid, in Inhalt wie in Form verschrieben hatte: dem Mass. Einer seiner französischen Biographen erinnerte bei Betrachtung von Turgenjews Werken an die klassische Tragödie Frankreichs. Und wirklich glaube ich nicht, dass in den bald dreihundert Jahren, die seit ihren Gipfelleistungen verflossen sind, ausserhalb Frankreichs ein Werk geschrieben wurde, das ihrem Stilideal so nahe kommt, wie Turgenjews „Väter und Söhne".

Wir müssen Turgenjew also recht geben, wenn er sich in jenem Brief an Frau M. A. Miljutina als der Poesie zugänglich bezeichnete. Wir werden ebenso bestätigt finden, was er im selben Brief von der Form seines Denkens sagte. Es ist wahr, er stand alle Zeit auf gespanntem Fuss mit dem Absoluten. Bezichtigte er sich doch der Erfindung des Wortes Nihilismus. Die Selbstbezeichnung ward ihm sogar geglaubt. Indessen ist längst festgestellt, dass sowohl die französische wie die deutsche Romantik diesen Ausdruck vor Turgenjew besessen hat. Und damit zwischen Deutschen und Franzosen kein Streit entbrenne um das Recht der Erstgeburt, wurde das Wort schon gebraucht vom Kirchenvater Augustinus. Aber etwas ist doch an Turgenjews Originalitätsanspruch auf den Nihilismus: nämlich, dass er zwar nicht das Wort erfand, aber doch der Sache eine besondere Teilnahme entgegenbrachte, und zwar sowohl in seinen Werken überhaupt, wie insbesondere in „Väter und Söhne", worin einer der letztern, die Hauptperson, den Standpunkt vertritt: „vor allen Dingen muss der Platz abgeräumt werden". Geschichtlich betrachtet ist der Nihilismus

die Gegenbewegung zur Kultur. Gewiss ist es verständlich, dass diese Gegenbewegung im 19. Jahrhundert, da der Zivilisationsreichtum schliesslich das blosse Leben zu bedrohen schien, einen früher nicht bekannten Höhepunkt erreichte, bis sie in Friedrich Nietzsches Denken auf ihren Grund gelangte. Und gewiss ist es ebenso verständlich, dass diese Gegenbewegung ihre äusserste Kurve durch Russland nahm, das die grössten Schwankungen zwischen Zivilisationsbegier und Zivilisationsablehnung aufweist. In der Person Bakunins erreichte die Wonne der Zerstörung ihre Kulmination. Es ist aber ein grosser Unterschied zwischen Turgenjew und Bakunin. Turgenjew stand nur, ohne Nihilist zu sein, im Bannkreise des Nihilismus, sofern derselbe kritische Probleme aufwarf. Turgenjew hat so wenig alles abgelehnt, dass Dostojewski einmal dessen ganzes Werk bezeichnete als „Gutsbesitzerliteratur“. Und das ist, abgesehen von der Unfreundlichkeit des Tones, durchaus richtig. Turgenjew blieb auf Erden immer Herr und immer ein Besitzender.

Etwas ganz anderes ist die Frage nach Turgenjews Meinung vom letzten Sinn und Wesen irdischer Bemühungen. Hierin möchte ein grundsätzlicher Unterschied bestehen zwischen ihm und jenem Glauben, in dessen Namen Goethe die Erwartung aussprach, es werde die Natur eine so kostbare Organisation wie die seine, doch nicht zerstören wollen. Turgenjew sah die schliessliche Zerstörung unser aller im Bereich des Möglichen. Es ist erstaunlich, wie selten Menschen etwas davon wissen, wie viel seltener gar sie irgend eine Konsequenz daraus ziehen wollen. Das soll uns freilich nicht hindern, wenigstens die Hypothese als solche in ihrem Zusammenhange mit Turgenjew anzuführen. Die letzten Hoffnungen und Verzichte hat er ausgesprochen in seinen Prosagedichten mit dem furchtlosen Titel „Senilia“. Das zweite Stück derselben nennt sich „Zwiegespräch“. In einsamer Majestät thronen daselbst Jungfrau und Finsteraarhorn über dem Erdenrund. Nur alle Aeonen brechen sie ihr Schweigen: einmal, da zu ihren Füßen ein kleines, sich mehrendes, emsig beflissenes Geschlecht auftaucht; ein andermal, da diese selben Wesen vor der wachsenden Eiskruste sich zu verziehen beginnen; ein drittes Mal, da die eitlen Störefriede der Natur wieder in den Schlaf des Alls eingegangen sind. „Und auch die beiden Bergriesen schlafen, und es schläft der grüne helle Himmel über der für alle Zeit verstummten Erde“.

Fritz Ernst.

Jean Gauvain - Récits d'un pèlerin russe

Jean Gauvain, Récits d'un pèlerin russe, Editions de la Baconnière, Neuchâtel

Jean Gauvain hat diese eigenartige Erzählung in der Pariser Bibliothek der orientalischen Sprachen entdeckt und in französischer Uebersetzung erstmals herausgegeben. Auf Russisch erschien sie um 1865 in Kasan. Der Pilger, dem sie — wahrscheinlich von einem Mönch

auf dem Athosberge — aus dem Munde nachgeschrieben wurde, war ein einfacher Bauer, der kurz nach dem Krimkrieg und der Aufhebung der Leibeigenschaft eine Fusswanderung kreuz und quer durch Russland, bis weit nach Sibirien hinein unternahm, aus einem echt russischen Grund: Er suchte bei verschiedenen Theologen und anerkannten Mystikern die Erklärung der Bibelstelle I Thess. 5,17: „Betet ohne Unterlass“. Er konnte sich in seiner Einfalt nicht vorstellen, wie man allezeit beten könne, da doch das praktische Leben verlange, dass die Aufmerksamkeit auch auf andere Dinge gerichtet werde. Seine Wanderungen führten ihn zu den seltsamsten Menschen: „Alle Figuren des russischen Romans ziehen an unseren Augen vorbei — schreibt Gauvain; — der Prinz, der sein verludertes Leben abzubüssen versucht; der betrunkene, streitsüchtige Postmeister; der skeptische, liberale Gerichtsschreiber aus der Provinz; Sträflinge unterwegs nach Sibirien; kaiserliche Stafetten, in die Wälder geflüchtete Dienstverweigerer; Adelige, Bauern, Beamte, Sektierer, Lehrer, Landpriester — das ganze alte Russland mit seinen Fehlern, deren nicht geringster die Trunksucht ist, und seinen Tugenden, worunter die schönste die Barmherzigkeit, die geistige, durch die Liebe Gottes verklärte Nächstenliebe ist.“

Schliesslich verweist ihn ein Starez auf die „Philokalie“, wovon er ein altes, in einer Pfarre herumliegendes Exemplar für zwei Rubel erwirbt. Es ist dies eine Sammlung von Texten verschiedener Kirchenväter der orthodoxen Kirche, welche um 1780 von einem Mönch des Athosberges in Venedig zusammengestellt und herausgegeben wurde. Alle grossen Mystiker der griechischen Kirche sind in ihr mit ihren Anweisungen über die Uebung der Versenkung und der Vereinigung mit Gott durch das Gebet vertreten. Viele dieser Anweisungen — und dies ist unserem Pilger bekannt — haben ihren Ursprung in der indischen Yogalehre.

Im Besitz dieses Buches setzt er seine Wanderung fort, wobei sich bei ihm eigenartige hellseherische Fähigkeiten zeigen, und es gelingt ihm durch fortgesetzte Uebungen, das ersehnte Ziel zu erreichen, d. h. ein aus seinem Herzen fortwährend quellendes Gebet zu entwickeln, das ihm die grösste Heiterkeit und Befriedigung gewährt.

Das Buch ist interessant seiner frischen Naivität wegen. Es zeigt uns weniger das bekannte, schwerblütige, geistig ringende alte Russland der grossen Romane, als ein naives, helles, kindliches Russland, das die Mystik erlebt, nicht wie Feuerräder am Himmel, sondern eher wie Blumen auf dem Felde. Gauvain hat es mit zahlreichen nützlichen Anmerkungen versehen.

R. J. Humm.